

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

SEIN KRIEGSZIEL



„Ich erwarte, daß jeder Amerikaner für unsere Ziele gerne Gut und Blut hergibt!“

La sua mèta di guerra: "Io attendo che ogni americano dia volentieri beni e sangue per i nostri ideali."



BÜROPFLANZEN

VON WALTER FOITZICK

Man verstehe mich recht: Büropflanzen, das ist nicht im übertragene Sinne gemeint wie Großstadt- und Mauerblümchen oder Asphaltgewächse, nein, ich meine Büropflanzen im eigentlichen Sinne, Pflanzen, die im Büro gedeihen mit richtigen Blütenköpfen und Blättern und womöglich sogar Blüten.

Manchmal findet man diese Pflanzen sogar in ganz modernen, pikfeinen Büros, wo alles poliert und vernickelt ist, außer den Sekretärinnen und teilweise sogar diese auch. Aber dorthin gehören die richtigen Büropflanzen ursprünglich nicht. Wo hinein sie am besten passen, das sind die altertümlichen Schreibzimmer mit Urväter-Möbeln, hohen Aktengestellten und pfeiferrauchenden älteren Herren, die gelegentlich frühstücken, manchmal gewichtig zum Abtschlüssel greifen und voll unverwickelter Menschlichkeit sind.

Da gedeihen die echten Büropflanzen, die kommen sie zur Blüte. Sie stehen am Fenster, füllen das ganze Fensterbrett, überwuchern den Aktenbündel, und einige Stecklinge gedeihen neben dem Tintenfaß, auf daß ihr Anwachsen und Fortkommen gut kontrolliert werden kann. Es sind mei-

stens Pflanzen mit fleischigen Blättern, Clivien und Callas und große Blattbegonien. Man hat den Eindruck, sie fühlen sich hier wie zu Hause. Vielleicht erinnert sie der Aktenstaub an Sandstürme ihrer Heimat oder der leichte Mief an den Brodem der Dschungelwälder am tropischen Fluß, denn man friert nicht gern in solch altväterlichen Schreibstuben, und oft riecht recht dschungelhaft.

Selbstverständlich steht auch eine Zimmerlinde hier. Akten und Zimmerlinden sind eine Lebensgemeinschaft eingegangen, die den Botanikern anscheinend bisher entgangen ist. Hier blühen sie üppig und „denken durch reichen Flor der sachgemäßen Pflege“, wie es in den Anleitungen zur Zimmerpflanzenpflege heißt.

So muß es an den Ufern des Orinoko sein, an denen man mit dem Dampfer langsam vorüberfährt, oder an einem Nebenfluß des Amazonas, denke ich mir, wenn ich an solchen Bürofenstern im Erdgeschoß vorbeigehe. Ach, wer da mal hinkönnte! Aber in diese Büros kommt man leicht.

Falls ich mal ein Treibhaus haben sollte mit selten exotischen Pflanzen, würde ich darin ein Aktengestell aufbauen mit vielen schönen unerledigten Akten, und ein Bürovorsteher müßte da auliegen. Ich bin überzeugt, meine Pflanzen würden es mir durch besonders reichlichen Flor lohnen. Man muß ihnen eben nur die natürlichen Lebensbedingungen schaffen.

kette, die so wundervoll kontrastierend auf der weißen Haut liegt.“

Dem Fräulein blieb das Nee in der Kehle stecken.

Es machte förmliche Teileraugen.

Der junge Mann betrachtete es mit dem Blick des schwelgenden Kunstkenner.

„Man müßte Ihnen eigentlich eine goldgeschnittene Umarmung geben“, schwärmte er, „die stilllose Umwelt ausschalten, um Sie in Ihrer ganzen Köstlichkeit genießen zu können.“

Das Fräuleins Pupillen verschlangen beinahe die Iris. „Nee“, blies es dem verzückten Betrachter den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht.

„Und wissen Sie“, hob der Enthusiastische die Stimme, um auf etwas ganz Besonderes vorzubereiten, „was für dieses schöne Mädchen des Ghirlendaio kürzlich bei einer Aktion bezahlt wurde? Eine Million Mark in bar.“

„Nee“, fuhr das Fräulein auf, „eine Million bar für das tote Bild?... Verückt!... Und das lebende Modell möchte jeder umsonst haben... Nee!“

Merrisches Training

(o o -)

„Wahrlich leicht tuft Du dir“, sprach ein älterer Herr, „mit dem Jamben-, Trochäen-, Daktylen-Geplärr! Jeder weiß, wie bequem sich das handhaben läßt. Raff' dich auf zu dem heldischen Maß Anapäst!“

Denke dran, wie Tyrtaus die Seelen bezwang, wie befeuernd er Hymnen und Kampflieder fangt! Riß er nicht auch den Feigsten noch mit durch sein Wort? däbädä, däbädä, däbädä und lo fort!“

... Nun, ich hab' es mit Ächen und Krachen verflucht. Wer? Ich jetzt als ein zweiter Tyrtaus gebucht? Ach, mir schwan, daß man ichnöbe mich durchraffen läßt. Nur mein Name, vielleicht, schlupft als Not-Anapäst.

Ratatsch!

LIEBHABERWERTE

VON HEINZ SCHARPF

„Wissen Sie, Fräulein“, sagte der Junge Mann, „Sie gleichen sehr dem berühmten Porträt einer jungen Florentinerin von Domenico Ghirlandajo.“

„Nee“, staunte das Fräulein.

„Sie sehen mit demselben wunderbar ruhigen Ausdruck über alle Welt hinweg, insonderheit über die Blicke der Männer.“

„Nee?“ machte das Fräulein noch größere Augen.

„Sie haben dasselbe süße, herbe Antlitz, von

dem man sich nicht losreißen kann. Es ist, als blendete soviele Reiz die empfindsame Netzhaut der Seele, daß man jedes Detail noch immer vor sich flirren sieht, auch wenn der Blick nicht mehr darauf ruht.“

„Nee!“ Dem Fräulein stand der Mund offen.

„Dabei berührt es besonders apart, daß Sie denselben Schmuck wie die Schöne auf dem Bild tragen, die nun wiederum moderne rote Hals-



„Schrecklich, wie schlecht die Drehorgel des alten Kriegsinvaliden kling! Wir werden ihnen diesmal Drehorgeln in etwas besserer Ausführung zur Verfügung stellen!“

La riconoscenza dell' Empire: "Che suono orribile ha l'organetto del vecchio invalido! Questa volta metteremo loro a disposizione organetti d'una costruzione un po' migliore!,"

Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne

VON ELL WENDT

Der Sonntag, schon in Rubeligen Zeiten von der himmlischen Behörde als Ruhetag eingesetzt, und seither als solcher von den irdischen Behörden genehmigt und bestätigt, wird singemäßig ausgenutzt. Wenn er der Müde, der Entspannung und der Freizeitgestaltung dient. Man sollte annehmen, Freizeitgestaltung sei ein Leichtes und Vergnügliches, aber daß auch hierüber die Meinungen auseinandergehen, beweist die Wendelinsche Ehe. Franz Wendelin, Finanzbeamter in mittleren Jahren, faßt seine Freizeitwünsche in den kernbayerischen Ausruf: „Mei Ruah will I habn!“ zusammen. Anna Wendelin hingegen stellt Ansprüche an das Leben, Ansprüche, die sich nur am Sonntag verwirklichen lassen, denn wie käme eine Frau, die ihr Hauswesen in Ordnung halten, Schlangenstehen und die Geschäfte nach Mangelware abgrasen muß, dazu, alltags ins Kino zu gehen oder gar einen Ausflug zu machen? Derlei Wünsche bleiben dem Sonntag und der Freizeitgestaltung vorbehalten, und so eröffnet Frau Anna die ehelichen Feindseligkeiten beim Frühstück mit einem Hinweis auf das schöne Wetter und den Worten: man könnte... — Man könnte zum Beispiel mit der Trambahin ins Isartal hinausfahren und irgendwo im Grünen...

„Ich bin doch nicht verrückt!“, unterrichtet Herr Wendelin unfreudlich. „Mir langts, wenn ich zweimal täglich ins Amt und retour fahren muß.“ „Ein Spaziergang im Englischen Garten wäre auch nicht schlecht!“, räumt Frau Anna friedfertig ein, worauf Franz knurrig erwidert, er habe keine Lust, sich die Haxen krumm zu treten.

Anna seufzt. Eine Weile herrscht müßiggedühtes Schweigen. Die Sonne spiegelt sich im goldgelbernen Sonntagsgeschir, der Malzkaffee duftet. Frau Wendelin, weit entfernt, das Rennen auszuheben, hat einen neuen Einfall. „Weißt du was? Wir laden Kunstwadel zum Kaffee ein. Ich habe einen Zopf gebacken.“ „Damit morgen nichts mehr da ist vom Zopf!“, grollt Herr Wendelin. „Die haben uns auch keinen Zopf vorgesetzt, als wir bei ihnen waren.“ „Das stimmt!“, gibt Frau Wendelin zu. „Aber man darf nicht so sein, Franz. Gemeinnutz geht vor Eigenwitz.“

Franz Wendelin bräust auf. Ihm breuche niemand zu sagen, was Gemeinnutz sei. Wenn Jeder so gemeinnützig wäre wie er, dann stünde es besser um die Welt. Am letzten Opfersonntag habe er ein Fußgänger in die Sammelbüchse gespendet, und überhaupt —

„Reg dich nicht auf, Franz!“ beschwört Frau Wendelin. Langjährige Erfahrung hat sie belehrt, daß Franz, einmal auf der Bahn des Zorns, nicht zu bremsen ist. „Der Klügere gibt nach“, sagt sie, um das letzte Wort zu behalten und begibt sich mit dem Frühstücksgeschir in die Küche. Herr Wendelin bleibt mit der Sonntagzeitung allein. Seiner Gewohnheit gemäß beginnt er mit den Todesanzeigen und Stadtschriften, dann unternimmt er einen kurzen Streifzug durch die Politik, um schließlich endgültig bei den Käufen, Verkäufen und Tauschangeboten zu landen.

„Radioapparat, fest neu, gegen Fahrrad“, liest Herr Wendelin. „Opsonmstragen gegen guterhaltenen Schuh“ (Gr. 39). Kanarienvogel, echter Harzer Roller, gegen Sitzbadewanne — „So ein Schwarm!“ schimpft Franz Wendelin laut. Anna steckt den Kopf zur Tür hinein. „Du solltest lieber ein gutes Buch lesen“, sagt sie vorwurfsvoll. „Immer die Politik!“ „Ich bin ja gar nicht bei der Politik!“, widerspricht Franz. „Ich nur, was die Leute tauschen wollen: Radio gegen Fahrrad, na, das geht noch. Aber hier: Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne. Ja, gibst's denn sowas auch?“

Frau Anna tritt näher und sieht Franz

über die Schulter. „Eine Sitzbadewanne hätten wir“, sagt sie vernonnen.

„Bist du narriert?“ erkundigt sich Herr Wendelin entrüstet.

„Einen Kanari tät ich mir schon lang wünschen“, fährt Frau Wendelin unbefristet fort. „Wo wir doch den schönen Käfig gerabt haben von der Tante Gusti.“

„Ich mag keine stinkenden Viecher in meiner Wohnung“, ertelert sich Franz.

„Ein Kanari stinkt nicht. Sowas Liebes und Herzzerreudendes mit seinem Gesang!“

„Du weißt ja gar nicht, ob er singt.“

„Da steht doch: echter Harzer Roller!“

„In der Zeitung steht viel!“, behauptet Herr Wendelin.

„Die Sitzbadewanne ist sowieso überall im Weg, seitdem der Speicher entrümpelt worden ist“, sagt Frau Anna. „Wann nimmt man schon einmal ein Sitzbad?“

Eine Erwiderung hierauf bleibt Herrn Wendelin erspart, denn seine Frau stellt sich genötigt in die Küche zu eilen, aus der es brenzlich riecht. Beim Mittagessen wird die Debatte über Freizeitgestaltung wieder aufgenommen. Diesmal schlägt Frau Anna mit ungebrochenem Kampfeifer einen Kinobesuch vor. Im Universumpalast wird der „Schrei nach Liebe“ gegeben. Resi Kunstwadel hatte gesagt, man müsse sich den Film unbedingt ansehen.

Herr Wendelin aber erklärt eisern, er müsse überhaupt nichts und ins Kino gehen schon gar nicht. Im Übrigen würde es ihn interessieren zu erfahren, was Anna und Frau Kunstwadel in ihrem Alter noch vom „Schrei nach Liebe“ erwarten. Hier reißt Frau Wendelins Geduldtsdafs. Sie übergibt den unartigen Hinweis auf ihr Alter und behauptet weinend, nicht genug damit, daß Franz ihr niemals etwas böse, er gönne ihr auch nicht das kleinste Vergnügen. Ob er etwa glaube, sie rackere sich die ganze Woche ab, um sonntags die Wände anzustarren? Da diese Frage unbeantwortet bleibt, setzt Anna Wendelin nach dem Mittagessen den Hut auf und geht in einem Anfall von trotziger Selbstbehauptung allein ins Kino. Während sie die Treppen heruntersteigt, fragt sie sich nicht zum erstenmal, ob der Mann, der sich jetzt droben in der Wohnung das Sofa küssen unter Ohr schließt, wirklich derselbe ist, der ihr in ihrer Brautzeit Aufmerksamkeiten in Gestalt von Pralinen und Veilchensträußen erwiesen hat. Viel hat er es sich ja nicht kosten lassen, wenn man es recht bedenkt, aber die Vergangenheit erscheint ihr golden, verglichen mit einer Gegenwart, in der Franz weder Geld, noch Zeit, noch Liebenswürdigkeit an sie wendet. Droben auf dem Sofa hätte Herr Wendelin sich nun im Vollbesitz seiner heißerstrittenen Ruhe sonnen können. Aber Irgendwem stört ihn. Sann Vorwurf, er biehe ihr nie etwas, wirft einen Schatten in seine Seele. Zwar begehrt er heftig auf, bietet er Anna nicht eine gesicherte Exi-

stenz, und ein behagliches Heim? Es scheint wahrhaftig, als genüge das nicht, als wolle der Mensch im allgemeinen und die Frau im besonderen darüber hinaus noch etwas haben, eine Sonderzulage gewissermaßen.

Nachdemlich greift Herr Wendelin wieder zur Zeitung. Dieses elberne Tauschangebot will ihm nicht aus dem Kopf. Er hat gar nicht gewußt, daß Anna sich schon so lange einen Kanari gewünscht hat. Wer kennt sich überhaupt mit Frauen aus. Während er mißmutig mit dem Zeigefinger die Zeilen anlangt, grast er in sich hinein. Eine Sitzbadewanne, im Wege oder nicht, ist immerhin ein wertbeständiger Gegenstand, was man von einem Vogel durchaus nicht behaupten kann. Aber die lästige Empfindung, Anna etwas schuldig zu sein, bewirkt, daß er sich seufzend vom Sofa erhebt und zum Telefon eilt. Nun fehlte es nur noch, daß der Kanariensbesitzer nicht zu Hause ist, denkt Herr Wendelin erbost, indem er die angegebene Nummer wählt. Die ganze Sache hängt ihm schon zum Halse hinaus.

Eine weibliche Stimme meldet sich. Der Kanariensbesitzer ist eine Besitzerin. Herr Wendelin hätte es sich denken können. Welches einigemmaßen vernünftige Marnbild gibt sich mit Kanarienvögeln ab! Die Stimme scheint einer älteren Vertreterin des weiblichen Geschlechts zu gehören, sie greint und wehlt, über das böse Reiben einerseits, gegen das der Arzt ihr Sitzbäder verordnet habe, und über die Trennung vom Kanari Hans andererseits, die halt gar so hart und bitter sei. Auf's Gold solle es ihr ja nicht ankommen, aber die Leute wollen ihr Schwarte und sie sei alt und arm an Schwerten. Darum habe sie gedacht — „Mei, der Hans! So a Iabs Viecherill und singen tut der wie a Paradevögell Wissen, wann ma so ganz allonni dastehlt in der Welt —“ Die greinende Stimme bricht ab. Im Telefon ist nur noch ein beunruhigendes Schnauben und Schneuzen zu hören.

In Franz Wendelin reißt ein großer Entschluß. „Behalten Sie ihren Vogel!“ sagt er mit der Unliebendwürdigkeit, hinter der sich weiche Herzen tarnen. „Aber — aber die Sitzbäder“, stammelt die Alte und wiederholt, aus Zahlen solle es ihr nicht ankommen.

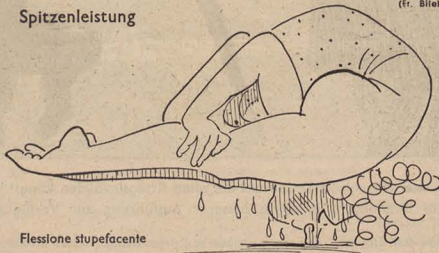
„Darüber läßt sich reden“, sagt Herr Wendelin streng. „Kommen Sie morgen bei mir vorbei.“ — Sehr befriedigt kehrt er auf sein Sofa zurück. Die Freudenkundgebungen des alten Fräuleins waren wie ein warmes Brausebad über ihn hingerieselt. Er hat gar nicht gewußt, daß es ein so angenehmes Gefühl sei, Menschen glücklich zu machen. Und gleich zieht er einmal! Denn das alte Fräulein soll seinen Vogel behalten, und er wird hören Kanarienvogel nicht zur Mangelware, sie sind weder rationiert, noch bezugschneipflchtig. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, so ein kleines, gelbes Ding aufzutreiben, und vielleicht bringt sein Gesang wirklich eine freundliche Note in den grauen Alltag eines Finanzbeamten.

Als Anna aus dem Kino zurückkehrt, sitzt Franz unvöllig von Pfeifenrauch, auf dem Sofa und lächelt ihr geheimnisvoll entgegen. Anna, die gutmütige Seele, hat den Streif vom Mittag längst vergessen. Ganz erfüllt vom „Schrei nach Liebe“, schickt sie sich an, den Gang der Handlung chronologisch und mit allen Einzelheiten vor Herrn Wendelin aufzubauen, da sagt er mitten in eine Schilderung der Hauptdarstellerin hinein: „Du bekommst deinen Vogel!“ „Wie bitte?“ fragt Frau Anna verständnislos.

Herr Wendelin schlägt auf die Zeitung. „Kanarienvogel, echter Harzer Roller, weißt du nicht mehr?“ Nun entsinnt sich Frau Anna. „Ach

Fortsetzung Seite 184

Spitzenleistung



Flessione stupefacente



Der Britenleu hört Churchillreden

La voce del suo padrone: Il leone britannico ascolta i discorsi di Churchill

MEIN FREUND JOHANNES

Ein ehemaliger Mitschüler war aufgetaucht. Er befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn für etwa 14 Tage in unserer Stadt festhielt.

Anfangs war es uns ganz lieb, mal wieder ein neues und doch nicht ganz fremdes Gesicht in unserem Kreise zu sehen, aber als er dann Abend für Abend wie selbstverständlich unsere Zeit mit Beschlag belegte, begann uns das langsam lästig zu werden. Um so mehr, als wir immer deutlicher erkannten, daß er eigentlich ziemlich hohl und eingebildet war.

„Was tun wir denn heute mal?“ fragte er, als wir uns eines Morgens in der Bahn trafen.

„Ich denke, wir machen uns mal einen richtig netten Abend“, meinte ich.

„Sehr einverstanden!“ rief der Freund. „Bei wem?“

„Wenn es ein richtig netter Abend werden soll, wohl am besten jeder bei sich“, sagte Johannes.

✱

Johannes war sehr niedergeschlagen.

„Ich habe mich mit meiner Frau gestritten“, berichtete er.

„Versuche doch einfach, die Sache zu klären“, schlug ich vor.

„Dann gib es gleich wieder Streit!“, lehnte er ab. „Bist du so rechthaberisch, Johannes? Sage doch einfach, du hättest dich geirrt, und sie hätte recht gehabt“, redete ich ihm zu.

„So ist es ja tatsächlich“, klagte er.

„Dann ist die Sache doch ganz klar. Du brauchst deinen Fehler doch nur einzugestehen“, äußerte ich überrascht.

„Was du denkst! Wenn ich das mache, wird sie, von meinem Großmut gerührt, behaupten, nein, ich hätte doch eigentlich das richtige gemeint. — Und schon ist der Streit wieder im Gange“, sagte Johannes.

J. Bieger

ja" — sagt sie gedehnt. Sie braucht ein wenig Zeit, um aus der Welt der großen Gefühle und Illusionen in die der Sitzbadewannen und Kanarienvögel zurückzufinden.

„Freust du dich denn gar nicht?“ fragt Herr Wendelin enttäuscht. Eine gute Tat trägt zwar ihren Lohn in sich, so hat man es schon in der Schule gelernt, aber ein bißchen äußere Anerkennung kann trotzdem nicht schaden. Gewissenhaft und langsam setzt er Anna auseinander, was sich seit ihrem jähen Aufbruch am Mittag zugetragen hat, nicht ohne dabei seinen Egoismus in aller Bescheidenheit erstrahlen zu lassen.

„Franz!“ ruft Frau Wendelin gerührt. Jetzt freut sie sich wirklich, und nicht nur auf den Kanarienvogel. Das beste ist die Entdeckung, daß in dem grantigen älteren Herrn auf dem Sofa der alte Franz noch lebt, der Franz der Pralinen und Veilchensträußen, der Franz, bei dessen Anblick vor mehr als zwanzig Jahren ihr Herz höher geschlagen hat.

Sie kocht Kaffee und tut zur Feier des Tages ein paar Bohnen hinein. Gemeinsam auf dem Sofa sitzend, malen sie sich die Freuden einer durch Kanariengesang belebten Ehe aus, und unversehens wird ihnen der Sonntag doch noch zu dem Tag sinnvoller Freizeitgestaltung, als der es sowohl von der himmlischen, als auch von der irdischen Behörde vorgesehen ist.

DER HOCHZEITSSTRAUSS

VON JO HANNS ROSLER

„Aber das ist doch absonderlich!“
 „Bei einer Frau, die man liebt, ist nichts absonderlich, Johannes! Hast du nun Blumen oder nicht?“
 „Ich habe keine Blumen, Eve.“

„Dann verschaff dir welche! Ohne Blumen heirate ich nicht. Du kannst einem jungen Mädchen von neunzehn Lenzen nicht zumuten, ohne Blumen vor den Altar zu treten. Ich will Maiglöckchen und Myrthe, wie es der Brauch ist.“

„Tausend Menschen heiraten heute ohne Blumen, Eve!“
 „Meine Mutter hat Blumen gehabt, meine Großmutter hat Blumen gehabt, meine Urgroßmutter hat Blumen gehabt — und ich soll ohne Blumen zum Altar treten?“

„Aber es gibt doch keine Blumen, Eve!“
 „Dann gibt es auch keine Hochzeit, Johannes!“
 Was sollte ich dazu sagen? Ich wollte heiraten, unbedingt heiraten. Eve gefiel mir über die Massen. Sie hatte alles in höchster Verendung und reichster Verschwendung, was das Herz begehrt. Ich stellte mir das Verheiratetsein mit ihr als das Paradies auf Erden vor. Ich hatte eine

Woche lang jede Nacht davon geträumt und es waren die sieben schönsten Träume meines Lebens. Ich hatte ihre Liebe erregt, das Jawort der Eltern erhalten, sogar eine süße kleine Wohnung war uns vom Himmel in den Schoß gefallen, in einer Stunde sollte die Hochzeit sein — und da kam Eve mit der verrückten Idee, ohne Blumen nicht heiraten zu wollen.

„Und Myrthe muß dabei sein, Johannes!“
 „Wozu denn Myrthe?“
 „Das ist ein Symbol!“
 „Stimmt es denn?“
 „Es stimmt, Johannes.“

Wer ermüht mein Glück im Unglück, mein Unglück im Glück? Ich mußte Blumen bringen. Mühte ich? Ich sah Eve an. Eve sah in ihrem weißen Brautkleid wie ein Märchen aus. Ihre großen blauen Augen, ihr blondes Haar, ihr rotes Mund, die weißen Schultern unter dem Brautkleid — es war zu Verrückterwerden, so schön war alles! Ich mußte mir Blumen verschaffen und gelte es Graß! Ich griff nach meinem Zylinder, den weißen Handschuhen, ich raste aus dem Haus und lief, was ich konnte, zum Slandesamt.

„Ein Königreich für einen Hochzeitstrauß!“
 „Herr! Hier ist keine Gärtnerei!“
 „Leider! Leider! Aber verrät mir um der Liebe willen, die dieses Amt schuf und erhält, den Namen des Paares, das gestern hier geheiratet hat!“

Der Standesbeamte blätterte in den Akten.
 „Hans und Grethe Frohjahr“, sagte er dann, „sie wohnen Himmelpfortgasse zehn...“

In der Himmelpfortgasse fand ich die Neuvermählten, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Wange an Wange saßen sie, Hand in Hand, zwei Herzen und ein Schlag. Das Glück leuchtete ihnen aus den Augen.

Des Ehemannes Haare waren zärtlich zerzaust, des jungen Weibes Mund glühte wie roter Rubin. Sie starrten erschrocken auf mich, der zur Tür hereingestürzt kam und sich vor ihnen auf die Knie warf.

„Heilt! Heilt!“
 „Ein Irrer!“
 „Nein. Nur ein Verliebter!“
 „Ein Verliebter?“

„Ein Bräutigam! Eine Stunde vor der Hochzeit!“
 „Was wollen Sie stunden?“

„Mein Glück retten!“, flehte ich mit erhobenen Händen, „ich brauche Blumen, Blumen, Blumen! Ich liebe meine Braut! Ich bete sie an! Sie ist das schönste Mädchen der Welt! In einer Stunde ist die Hochzeit! Aber meine Braut tritt nicht ohne Blumen vor den Altar! Versteh meine Not! Ihr hattet Blumen, der Standesbeamte verriet es mir! Borgt sie mir, schenkt sie mir, verkauft sie mir! Verlangt meine Seele, ich gebe sie euch dafür!“

Das junge Paar ging Auge in Auge, Hand in Hand ins Schlafzimmer. Sie kamen Auge in Auge, Hand in Hand zurück. Sie brachten ihr Brautkleid. Es waren Maiglöckchen mit Myrthe. Ich jubelte auf.
 „Wie soll ich euch danken?“

Die junge Frau lächelte: „Machen Sie Ihre Braut so glücklich wie mich mein Mann...“

Küßte ich ihr den Saum des Kleidess? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich reichler als ein Krösus und stolzer als ein König das bereits einmal benutzte Brautkleid meiner geliebten, wunderschönen Eve in den Arm legte und es am nächsten Morgen in unserem Schlafzimmer auf unserem Nachtkasten stand. Aber ehe wir noch recht erwachen und uns den Schlaf aus den Augen küßten, wurde die Tür aufgerissen, ein Mann stürzte herein — in einem dunklen Anzug, mit weißen Handschuhen, den Zylinder auf dem Kopf — er warf sich vor unserem Bett auf die Knie und rang flehend die Hände:
 „Ich heirate! Ich habe keine Blumen! Borgt, schenkt, verkauft mir euer Brautkleid!“

Ich traute meinen Augen nicht. Der Mann, der flehend im Hochzeitergewand vor unserem Bett kniete, dessen Augen verzweifelt um die Blumen des bereits zweimal benützten Brautkleides belagerten, das auch er wie kein anderer normale Stürblicher Blumen zur Hochzeit aufzutreiben vermochte — war der Obergärtner der städtischen Gärtnerei. Und seht, das versüßte!

Das Überbleibsel - II rimasuglio

(O. Herrmann)



„Aber Fritze, müßte denn immer schreien, wenn de nicht gleich zu essen bekommst?“

„Jawohl, Mutchen, das habe ich noch vom Säugling so an mir!“

„Ma Fritz, devi sempre gridare se non si dà subito da mangiare?..“ — „Sì, mammine; l'ho fatto sin da quando ero lattante.“



„Nee, Ilse, nicht für 'ne Million liebe ich mich so nackt sehen, wie diese Tänzerin!“ — „Na, Tante, warte doch erst mal auf ein Angebot!“

Occasione propizia: „Ah no, Ilse, neanche per un milione mi farei vedere così nuda come questa ballerina!„ — „Eh, zia, aspetta prima che te ne venga l'offerta!„



DER AUSRUFER

VON BRUNO WOLFGANG

Auf dem Georgmarkt in Hinterpetzluckau war diesmal ein interessanter Mensch erschienen. Aus zwei Kisten und einem darüber gelegten Brett hatte er sich am äußersten linken Flügel der Verkaufsbuden einen Stand errichtet. Sein Rüstzeug bestand bloß aus zwei kleinen flachen Handkoffern und seinem Geist, der den strömenden Quell seiner Rede nährte. Er trug einen ehemals schönen, doch nun in der Farbe verbläuteten und durch mancherlei Fettflecke entstellten Überzieher. Sein Kopf mit dem reichen blonden Haar und dem feingeschnittenen, ein wenig sentimental lächelnden Mund erinnerte an den eines bekannten Filmschauspielers. Ihm und seinem sympathischen Wesen überhaupt hatte er zweifellos diesen sonst wenig begehrten Beruf und manchen Erfolg zu danken.

Er hatte zwei Artikel anzupreisen: Rasierklingen und Fleckseife. Man kann von einem Verkäufer nicht verlangen, daß er sich zur Probe ununterbrochen vor dem staunenden Publikum rasiere. Dazu hätte er der gleichzeitigen Anwendung des Haerwuchsmittels „Rapidolin“ bedürft, das er nicht führte. Aber niemand hätte mehr Zartheit und Vertrauenswürdigkeit für eine Rasierklinge aufleben können als er. Mit unendlicher Behutsamkeit nahm er die Klinge zwischen die Fingerspitzen, sah sie voll Liebe an und sprach: „Sehen Sie, meine Herrschaften, ich spreche zu Ihnen als Ihr Freund und Berater. Ich übertreibe nicht, ich sage nicht, diese Klinge ist so scharf, daß man

sie nur anzusehen braucht, um rasiert zu sein. Das wäre unrecht. Aber wenn ich sage: meine Herren und Damen, es genügt, die Klinge an einem Seidenfaden aufzuhängen und ganz leise mit dem Gesicht daran entlangzustreifen, so daß diese wunderbare Klinge durch ihr Eigengewicht die Haare sozusagen vom Gesicht westrichelt, wenn ich das sage, liebe Mitbürger, da komme ich der Wahrheit schon ganz nahe.“

Einige Kinder drängten sich in die erste Reihe vor. „Recht so, Kinder, die Jugend vorant laßt Sonne herein! Auch ihr werdet einmal groß sein und auch rasieren. Ihr habt Väter, die vom, und Mütter, die hinten rasiert werden müssen. Zum Vatertag, zum Muttertag, was könnte ein Kind seinen lieben Eltern schöneres kaufen als diese herrliche, ideale, unübertroffene Damaszenerstahlklinge „Kleopatra“, die nur noch heute zu haben ist, die nie mehr wieder kommt, weil sie wegen der Devisensperre nicht mehr erzeugt werden kann und zur Hälfte des Selbstkostenpreises abgegeben werden muß.“

Ein hübsches, junges Mädchen blieb stehen und lächelte. Das gab dem Ausrufer noch mehr Schwung. Begeistert rief er:

„Auch du wirst dich einmal rasieren, auch du! Sehen Sie, reizendes Fräulein, ich nehme diese Klinge aus Primissima Ultra-Edelkunststahl. Wenn Ihre schönen Augen so scharf wären wie diese Klinge, könnten Sie jetzt sehen, wie in diesem lauten Frühlingwind die Klinge die Luftmoleküle lautlos zerschneidet. Doch das kann niemand sehen Aber, meine Herrschaften, etwas anderes können Sie sehen Ich bitte: ich nehme dieses Haar (er riß sich ein langes blondes Haar vom Kopf), ich halte es gegen diese wahnwitzig

scharfe Schneide, ich tue nichts, ich drücke nicht, ich presse nicht, ich ziehe nicht, ich halte es ganz ruhig, ich blase nur ganz leise... so... Sie sehen, zwei halbe Haare fallen ab wie die Kirschblüten, wann Ihre Zeit gekommen ist, kein Trick, kein Schwindel. Jeder kann es an seinem eigenen Haar versuchen.“

Zehn Buben rissen sich Haare aus und hielten sie dem Ausrufer hin. Er halbriete sie (die Haare). Zuletzt überreichte ihm das Mädchen etwas schamhaft eines ihrer feinen, braunen Haare. Er blies und die Teile sanken zu Boden. Er fing sie auf, steckte sie rasch in die Westentasche und sagte galant: „Darf ich mir dieses zum Andenken behalten?“

Das Mädchen erröte. Die Buben kicherten. Die Erwachsenen kauften Klingen zu einer Mark das Dutzend.

„Noch nicht genug“, fuhr der Ausrufer fort. „Wenn die Klinge nach oftmaligem Rasieren stumpf geworden ist, kann sie hier in diesen neu erfundenen Kartoffelschälapparat eingespannt werden. Die Kartoffel werden damit nicht geschält — nein, rasiert. Nur die oberste Schichte, dünn wie Seidenpapier, wird weggeschlitten. Alle Vitamine bleiben erhalten. Professor Altmann, der berühmte Nekrologe, hat wissenschaftlich nachgewiesen, daß eine mittlere Familie dadurch einen Meterzentner Kartoffeln im Jahr erspart. So bekämpft man die Verschwendung, so wird gespart, so können wir durchhalten, bis bessere Zeiten kommen. Fünftig Pfennig das Stück. In drei Wochen ist dieser Betrag herangebracht. Den Rest Ihres Lebens — hundert Jahre wäre es — schülen Sie umsonst!“

Die Frauen kauften den Apparat. Auch das Mädchen kaufte einen. Er wickelte ihn in ein Papier ein. Zuvor aber schrieb er rasch einige Worte darauf und sah ihr bei der Übergabe tief in die Augen. Das Mädchen trat selbtwärts und nickte dann unauffällig von ferne herüber. Auf dem Zeitstand: „Abends um acht Uhr im Stadtpark. Ja?“ Der Verkäufer fuhr fort:

„Wenn es noch etwas Vollkommeneres geben könnte als die Rasierklinge „Kleopatra“, könnte es nur diese Fleckseife „Amelia“ sein. Alle Flecke putzt sie weg, mit Ausnahme der Sonnenflecke, die zu weit silberkernig an und lächelnde, gleichfalls dämlich.“

In diesem Augenblick bemerkte er ein vornehmes Auto, das geräuschlos vor seinem Stand gehalten hatte. Die Anwesenden gaben Raum und einzelne läuteten die Kappen. Im Innern des Wagens saß eine auffallend gekleidete Dame mit blutroten Lippen und großen, dämlich-untersmaligen Augen. Sie sah ihm silberkernig an und lächelnde, gleichfalls dämlich.“

Der Ausrufer fühlte sich von einem seltsamen Fluidum abenteuereicher Erwartung eingesponnen, wie die Fliege im Spinnennetz. Er konnte den Blick nicht von ihrem Anlitz losreißen und halb gegen seinen Willen schloß er mit gedämpfter Stimme: ... Amelia entfernt Flecke von ... Blut! Im nächsten Augenblick trat auf einen Wink der Gräfin der Wagenlenker heran und sagte: „Sie sollen abends um acht Uhr ins Schloß kommen. Die Frau Gräfin hat Arbeit für Sie.“ Dann ging er zurück und das Auto fuhr davon. Eine Lawine abenteuereicher Phantasien ergoß sich durch die Seele des Ausrufers. Es war ein Glück, daß sich sein Tagewerk dem Ende näherte. Denn er konnte nicht mehr den rechten überzupendenden Brustton aufbringen. Er sprach halb geistesabwesend und bemerkte gar nicht, daß ihm ein kecker Junge eine dicke Schweinsborste hinhieß. Er erlebte im voraus schaurige Romane mit der Überschrift: „Die Bluthochzeit im Grafenschloß“, oder „Die Geheimnisse der roten Gräfin“ oder „Das Beinhau der Lady Macbeth“.

Als er endlich eingepackt hatte, erkundigte er

hich noch rasch über die Verhältnisse im Schloß. Er erfuhr, daß die Gräfin durch ihre exzentrischen Launen bekannt und der Graf wegen seiner Gewalttätigkeit gefürchtet sei. Beide standen im Rufe außergewöhnlicher Sparsamkeit. Er bürstete seinen Überzieher ab, wusch sich die Hände, dann rasierte er sich tadellos, aber nicht mit der Klinge „Kleopatra“ und schlug klopfenden Herzens den Weg zum Schlosse ein.

Ein Diener führte ihn durch hallende Gänge, an deren Wänden zahlreiche Hirschgeweihe hingen, in eine finstere Rumpelkammer und ließ ihn warten. Nach einer Viertelstunde erschien er wieder und brachte einen lichttrauen Herrenrock, deutete auf einige dunkle Flecke am oberen Kragenrand und brumnte: „Ob Sie die ausputzen können“. Dann ging er. Der Ausrufer begann zu putzen. Es war ihm lieb, daß ihm niemand zusah. Denn er verwendete lieber Salmiak und Benzin, das er vorsichtshalber mitgebracht hatte. Die Flecke führten zwar weißes von Blut her. Wieder begann seine Phantasie zu arbeiten. Wessen Hals mochte wohl von einem haarstarken Messer durchschnitten worden sein, ehe sein Leichnam in den finsternen Kellergrüden des Schlosses bei Fackelschein verscharrt wurde? Wer war der Mörder? Der Graf selbst? Oder die Gräfin, deren rätselhaftes Lächeln die Eier eines Vampirs verhielt?

„Nun, geht's?“ fragte eine tiefe Frauenstimme. Erschrocken fuhr er auf. Die Gräfin war unheimlich eingetreten und stand dicht hinter ihm. Unwillkürlich zog er den Hals zwischen die Schultern und im Unterbewußtsein schoß ihm der ängstliche Wunsch durch die Seele: wenn es ihm schon an den Hals ginge, mögen sie sich wenigstens der Rasierklinge „Kleopatra“ bedienen, wodurch ein Leben wenigstens noch ein wenig verlängert werden wäre.

„Es geht langsam“ flüsterte er heiser, „es sind alle Flecke.“
„Ja, sie sind vom vorigen Jahr“, erwiderte die Gräfin. „Der Graf hat irgendwo auf einem Jahrmarkt Rasierklingen von einem Schwindler gekauft. Beim ersten Versuch hat er mehr Blut vergossen als auf einer Krielsjagd. Der neue Anzug war total ruiniert. Sie sehen ja selbst. Er hat geschworen, diesen Kier, wenn er ihn je wieder

trifft, mit einem Stock so zuzurichten, daß er erst in zehn Jahren wieder die Jahrmärkte unsicher machen kann. Vielleicht können Sie ihm dabei helfen, den Mann ausfindig zu machen.“
„Verzeihung, Frau Gräfin, wie ließ die Marke?“ stammelte der junge Mann.

„Kleopatra, Messalina oder irgend so eine Filmdiva aus dem Altertum“, lachte die Gräfin. „Nun, putzen Sie nur weiter. Mein Mann kommt in einer Stunde. Der Diener wird Ihnen etwas zu essen bringen. Adieu.“

Der romantische Zauber war fort. Es blieb nur die Vision eines zähnefletschenden Grafen und eines schmerzlichen Knotenstockes. So sehr das Nachtmahl und das Honorar lockte, er beschloß, es nicht abzuliegen. Das Fenster ließ sich leicht öffnen. Draußen lag ein kleiner verwilderter Garten, der Zaun war nur wenige Meter entfernt. Vorsichtig ließ er seine beiden Koffer hinabgleiten, dann kroch er selbst behutsam hinaus, kletterte über den Zaun und lief, so schnell er konnte, zur Stadt zurück. Der letzte Zug war bereits fort. Es blieb ihm nichts übrig, als in einem Gasthof im billigsten Zimmer zu übernachten.

Am nächsten Morgen weckte ihn der lärmzorniger Mänerstimmen. Er spähte durch die Gardinen und sah etwa ein Dutzend Männer von fürchterlichem Aussehen. Alle hatten die Gesichter blutig zerkratzt, einer trug sogar einen Verband. Alle hielten Kleopatra-Klingen in der Hand. Sie fuchtelten mit deren Bauernstücken und fragten den Wirt nach dem Ausrufer. Da gab es kein langes Besinnen. Während die schweren Tritte im Hausflur sich näherten, sprang er durch das Gangenstern in den Hof und gewann durch eine Hintertür den Weg zum Bahnhof. Der Zug fuhr ein, er sprang auf, stürzte ins WC und klappte den Riegel zu. Er war gerettet.

Der Zug fuhr weiter, dem nächsten Jahrmarkt zu. Altmählig legte sich seine Erregung und auch in der Stadt wurde es wieder ruhig. Einige Männer warfen Kleopatra auf den Mist, andere hielten sie auf, als Weihnachtsgeschenk für Freunde. Niemand gedachte in Liebe des Ausrufers, außer vielleicht ein Mädchen, das lange auf dem Marktplatz hin und her ging und unter den wüst verstreuten Papieren und Strohbündeln den unerfüllten Traum eines Frühlingsabends zu suchen schien.

WECKEN!

Ein schwäbisches Lazarettidyll

Sonntagsmorgen. Im Speziallazarett träumen wohlgepflegt und sorglos die Verwundeten, viele Amputierte, sie schätzen den erlösenden Schlaf sehr. Dazu ist sonntags sowieso alles eine Viertelstunde später, das ist besonders schön. Und wie häßlich würde es klingen, wenn da einer käme und im Kommlöten „Aufsteh'n!“ durch den langen Flur brüllen würde!

Trotzdem ist es gut und Pflicht, daß Jeder sich früh erhebt und aufsteht, soweit der Genesungsfortschritt das erlaubt.

Ferientägliche Ruhe. Plötzlich braust eine stramme Stimme durch die Flucht des Korridors: „Aelles, (etwas leiser) was do isch, (wieder lauter) aufschanda!“ — Pause. — Man hört, wie es rechts und links in den Stuben langsam lebendig wird. Die ersten Radloteule schwingen durch das Stockwerk. —

„Ha wie, Herr Hauptmann, Sie brauchet doch nicht aufschteh!“ Eine gestreifte Krankenjoppe huschte überbrast an der offenen Türe des Offizierszimmers vorbei. Etwas entfernter die gleiche Stimme:

„Aelles, was muab, aufschanda!“ — — —
„Von links: „I muab net, i hann a Flasch, a Nachteent!“
„Von rechts: „I muab, aber i derf net uffschteh; bring mir da große Granatwerfer!“
— Kleine Pause. — Neues Kommando: „Aelles, was muab ond derf, aufschanda!“

Es erscheint die Stationsschwester. Frohlockend naht sich ihr der Gestreifte und brüstet sich: „Gell, i hann älle am Bett rauskrig, Schwester, ond dabei bin i net amol U.v.D.“

Ed. Eisele

Neben mir saß einer. Man konnte es einfach nicht neben ihm aushalten.

„Herri!“ schrie ich, „Sie riechen ja, als ob Sie im Gras gesessen hätten!“

„Im Gras?“

„Ja. Aber in einem Gras, das zuvor eine Kuh gefressen hat!“

J. H. R.

(Toni Richter)



Meine Villa im Osten

La mia villa all'est



„... dann hat der Chef mich als Jüngsten noch beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Flirts im Büro nicht schätzt!“

Azienda tranquilla: „... poi il principale ha incaricato me, come la più giovane, di dirVi ch'egli in ufficio non apprezza il flirt!..“

Der Tuchmacher

Von Stefan Hollenthoner

In Ufalu leben viele Tuchmacher. Es sind kleine Handwerker, die ohne große Hast auf althergebrachte Art und mit ererbten Werkzeugen ihr solides Tuch herstellen. Seit einiger Zeit sind sie zu einer Organisation zusammengeslossen, das gibt Zusammengehörigkeitsgefühl — aber auch viel Schreierei. So eine Organisation will wissen, was man ist, was man kann und was man hat; vor allem will sie fortwährend haben, daß man ihr schreibt. Da nun so ein schlichter Tuchmacher, der Zeit seines Lebens vielleicht zehn Briefe mühsam niedergemalt hat, nicht wüßte, was er seiner Organisation Liebes und Interessantes schreiben könnte, so enthebt sie ihn der Mühe des Gedulns und schickt ihm von Zeit zu Zeit ein Formular. Da gibt es viele Fragen und zu jeder Frage gehört eine geräumige Rubrik. Diese Fragebogen, wie sie auch heißen, kommen gewöhnlich mit der Post, und während der Abender außen (am Kuvert) noch weiß, wie man heißt und wo man wohnt, hat er es innen schon vergessen, denn der Bogen beginnt mit der mißtrauischen Frage: „Wie heißen Sie? Wo wohnen Sie?“

Weniger widerspruchsvoll ist schon die — gewöhnlich auf der vierten Seite vorkommende — Frage: „Haben Sie Kleintiere (Hühner, Gänse, Enten oder Hasen)? Ja — Nein?“ Da jeder weiß, was Kleintiere sind, und keiner etwa einen Ochsen darunter verstehen würde, so kann die in Parenthese vorgenommene Aufzählung nur die löbliche Absicht verfolgen, Genauigkeitsfanatiker, die es immer gibt, davon abzuhalten, zum Beispiel auch die Wanzen unter die Kleintiere einzureihen. Wie man sieht, stärken solche Formulierungen die Selbstachtung und den Scherflichkeit. Das ist auch von dem der eigentlichen Frage nachgestellt: „Ja — Nein?“ zu sagen. Es nimmt jeder Weitschweifigkeit den Atem, die ja doch für gewöhnlich nicht einmüllen, sondern verbergen soll. Wer hat, der muß bekennen, mag sich auch die Seele krümmen, wer nicht hat, der darf mit einem schwingvollen Federstich verneinen.

Einer der Redlichsten von Ufalu ist der alte Tuchmacher Karay Tibor. Er werkt den ganzen Tag in seiner Werkstatt und gönnt sich nur Pausen, um zu essen oder seinen Kanarienvogel zu füttern. Seine rissigen Finger sind von der Jahrzehntelangen Arbeit krumm und fast unbeweglich, trotzdem weben sie ein Tuch, das sich sehen lassen kann und noch stets seine Käufer gefunden hat. Seit er aber, wie alle anderen auch, der Organisation angehört, soll er auch schreiben und das fällt ihm bitter schwer. Er schreibt es solange auf, bis er „von oben“ gemahnt wird oder er sich die Formulare schon zu häufen beginnen. Er könnte sich zwar an den Stabbo Joska wenden, der ist so eine Art Winkelrechner und seit es Formulare gibt, blüht sein Weizen; aber der alte Karay ist mißtrauisch und läßt sich nicht gerne in seine Verhältnisse blicken. Wenn schon die Organisation aus unerforschlichen Gründen neugierig ist und alles wissen will, so sollen wenigstens andere keinen Vorteil davon haben. So verneinert er sich denn, wenn es nicht mehr anders geht, einen Abendtrunk im Gemeindegasthof und setzt sich zu den Formulieren.

Einmal, als seine Finger besonders klamm sind, die Feder Zicken macht und das Papier des Fragebogens besonders schlecht ist, wird er wütend und wirft seine Feder hin. Das gibt einen dicken Tintenleck. Der schwarze Binnensee macht Karay noch verdrießlicher und er hadert im Geiste mit seiner Organisation, die ihm solche Fragebogen schickt. Wie er nun im Punkt stehen soll, fragt er: „Womit verbringen Sie Ihre Freizeit?“ Da packt ihn der Ingrimm, denn diese Frage kommt ihm gerade recht. Er klemmt die Feder in die Faust und schreibt als Antwort hin: „Mit dem Ausfüllen von Formularen.“

Zwei Wochen später bekommt er eine Vorladung auf das Stuhlrichteramt. Er erforscht sein Gewissen und findet keinen Grund zur Unruhe. In dieser Stimmung tritt er vor den Herrn Stuhlrichter. Der läßt ihn mit den Worten: „Sie, Herr Karay, was machen Sie denn da für Sachen? Ihre Organisation hat sich bei mir über Sie beschwert, und

Schwieriger Sport

Sport difficile



„Nee, Paulchen, das eine sage ich dir: wenn hier nicht endlich mal Sand gestreut wird, gebe ich das Schifahren auf!“

„Te lo dico proprio sul serio, Paulino: se qui finalmente non si sporge della sabbia, lo smetto di sciare!“

ich muß schon sagen, derartige zu schreiben, ist eine Keckheit ... Da! Der Stuhlrichter breitet vor dem verärrterten Karay das Formular aus und sein Finger deutet unbermerzlich auf Frage sechzehn betreffend Gestaltung der Freizeit und ihre bündige Beantwortung.

Der Tuchmacher kratzt sich den Kopf und es wird ihm klar, daß er ja tatsächlich dem zudringlichen Formularschicker eins auswichen wollte. Eine schöne Geschichte das ...!

„Sehr bedauerlich, daß Sie sich solche Scherze erlauben“, fährt der Stuhlrichter fort und will schon nach der Feder greifen, um ein Protokoll mit dem Beschuldigten aufzunehmen. Karay hat sich aber inzwischen gefaßt und er geht in die Verteidigungsstellung. „Das ist ja gar kein Scherz, wie der Herr Stuhlrichter glauben! Wo würde ich mir erlauben, meine hohe Standesbehörde zu toppen ...! Das ist die reine Wahrheit. Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, dann soll ich mit meinen krummen Fingern schreiben, Hundertmal muß ich die Feder zwischen meinen steifen Fingern drehen, bis ich einen Buchstaben hervorbringe.“

Der Stuhlrichter hält inne und schaut sich die hingereckten Hände des Tuchmachers an. Freilich, damit kann man keine feine Feder führen. Auch der uferlose Tintenleck auf dem Formular spricht Bände. Karay sieht, daß er Boden gewinnt und fährt fort: „Was denken Euer Wohlgebornen, ob ich jemals einen Fehlerabend habe? Ich bin ein gewissenhafter Mensch und bis ich so ein Formular ausgefüllt habe, vergeht eine Woche.“ Der Stuhlrichter blättert den Fragebogen, in Gedanken versunken, um und um. Plötzlich bleibt sein Blick auf einer Stelle haften und ein rasches Lächeln über sein Gesicht. „Also, Sie sagen, daß das, was Sie da geschrieben haben, ihr voller Ernst ist und kein alberner Scherz? Die volle Wahrheit!“ ruft der Tuchmacher und

schaut so ehrlich drein, daß der Stuhlrichter leise gerührt ist.

„Ja — dann kann ich Ihnen nicht an. Denn hier steht, daß alle Fragen wahrheitsgemäß und nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten sind. Und die Wahrheit ist es ja — äh, ich meine, von Ihrem Standpunkt aus betrachtet!“ Als der Tuchmacher gegangen ist, zündet sich der Stuhlrichter eine Zigarette an. Er wälzt, während er grübelt, einen Ballen Rauch in seinem Mund. Wie er ihn ausbläst, sagt er sinnend: „Merkwürdig: Als Scherz ist es eine sträfliche Frechheit, als Wahrheit aber erschütternd!“

*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Stieht da irgendwo in einer großen Bahnhofhalle ein Umlauberzug.

Die Landsr beugen sich aus den Fenstern, unterhalten sich, steigen aus, besorgen sich dies und jenes oder stehen in plaudernden Gruppen beisammen, als eine mehr denn üppige Brünnete, die rundliche Fülle in einem Trainingsanzug gepreßt, die Perrenspierre verläßt und den Bahnhof entlang schreit.

Schmunzelnde Blicke folgen ihr, da ruft plötzlich ein Landsr weit aus dem Abteilfenster gelehnt: „Sie — Fräul'n... Geh'n S', Fräul'n!“

„Was wünschen Sie?“ fragt die rundliche Brünnete stehenbleibend.

„Geh'n S' Fräul'n“, sagt der Landsr höflich, „ich möchte Ihnen was fragen.“

„Nun!“ antwortet die Brünnete. „Was denn?“ „Ja schau S'“, sagt der Landsr, „i und meine Kameraden, wir möchten halt gar so gern wissen, ob Sie, wann S' die Hoson anziehen, einen Schußlötel brauchen?“

H. K. B.

Der Zauberlehrling

(Wilhelm Schütz)



„Wenn ich nur den Besen wieder in seiner Ecke hätte!“

L'apprendista fattucchiere: "Oh se riuscissi a mettere di nuovo la scopa nel suo angolo!.."